

Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit und ihre geistes- und sozialgeschichtlichen Grundlagen. Ein Überblick¹

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit [...] Sapere aude! Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen, ist also der Wahlspruch der Aufklärung.“

Diese berühmten Sätze stammen von Immanuel Kant. Wir finden sie in einem Aufsatz der „Berlinischen Monatsschrift“ unter dem Titel *Untersuchung der Frage: Was ist Aufklärung?* Die Herausgeber der Zeitschrift hatten eine Diskussion über den Begriff der Aufklärung angeregt. Kant hatte, als einer unter anderen, Stellung genommen.

Erschienen ist dieser Aufsatz 1784. Das ist eine Zeit, da literarisch der Sturm und Drang in Deutschland bereits verbraucht ist, – Goethe in Weimar wird demnächst nach Italien aufbrechen. – Dies zeitliche Faktum lehrt allein schon, daß um 1770 die Aufklärung noch nicht am Ende ist. Erst nach dieser Grenze von 1770 hat die Aufklärung mit Kant ihr eigenes Selbstverständnis gültig formuliert. Sie sinkt noch nicht ins Grab mit Gellert oder Hagedorn, Haller oder Lessing. Sie wirkt fort, und nicht nur in ihren Denkern wie Kant. Ja sie bleibt über die Jahrhundertwende hinaus eine mächtige Strömung, die auf Denken, Fühlen und Handeln der Menschen einen maßgeblichen Einfluß ausübt, – eine Basisströmung sozusagen, oberhalb deren die Kultur von Klassik und Romantik nur bestimmte hochgebildete Schichten erreicht.

Und das besagt zugleich: Die Aufklärung ist nicht etwa nur eine literarische Epoche, und nicht nur eine philosophische Schule, sondern sie ist ein **umfassendes geistes-, sozial- und kulturgeschichtliches Phänomen**, eine alle Lebensbereiche berührende Reform- und Veränderungsbewegung, und das in europäischem Maßstab. Sie hat politische Prinzipien und politisches Handeln verändert: Denken wir an den sogenannten „aufgeklärten Absolutismus“; denken wir an die Französische Revolution, an deren Eingang, wie Robespierre sagte, die Encyclopédie stand, – das lexikalisch-systematisch gefaßte Denken der französischen Aufklärer, der Diderot, D’Alembert, Montesquieu, Voltaire und Rousseau. – Die Aufklärung hat soziales und wirtschaftliches Handeln dem Primat der Vernunft unterstellt und es aus überkommenen Zwängen befreit. Und sie hat vor allem das menschliche Selbstverständnis, die Vorstellungen von Gott und der Welt und der Bestimmung des Menschen in ihr gravierend umgeformt. Kant selber hat in seinem genannten Aufsatz den „**Hauptpunkt**“ der Aufklärung – als des Ausgangs aus der selbst

verschuldeten Unmündigkeit – gesehen im Bereich der „Religionssachen“. Hier vollzogen sich in der Tat entscheidende Wandlungen. Der Historiker und Theologe Ernst Troeltsch hat es so formuliert: „Aufklärung ist Beginn und Grundlage der eigentlich modernen Periode der europäischen Kultur und Geschichte im Gegensatz zu der bis dahin herrschenden kirchlich und theologisch bestimmten Kultur.“ Das, was sich mit Renaissance und Humanismus für eine dünne gelehrte Schicht angebahnt hatte, ein autonomes weltliches Selbstverständnis des Menschen, das ergreift jetzt breite bürgerliche und aristokratische Schichten, – noch nicht die kleinen Leute, die Handwerker und Bauern. Der Philosoph Leibniz lehrt in seiner *Theodizee* 1710 die Vereinbarkeit von menschlicher Vernunft und göttlicher Offenbarung. Die Philosophie, die „Weltweisheit“, tritt damit als gleichberechtigte Instanz neben die alte Autorität der Kirchen und drängt sie im Zuge der Entwicklung mehr und mehr beiseite. Die christliche Religion wird jetzt „vernünftigt“, wird verstanden als ein mit gewissen höheren Mitteln arbeitendes Moralsystem. (Kant: „Religion ist die Auffassung unserer moralischen Pflichten als göttliche Gebote.“) Der Offenbarung gesteht man gewisse erzieherische Funktionen zu für eine Zeit, da die Völker noch in ihrer Kindheit waren: jetzt, da die Menschen reif geworden sind, Vernunftwahrheiten zu folgen, wird die Offenbarung entbehrlich. Das ist der Grundgedanke von Lessings *Die Erziehung des Menschengeschlechts* (1780). Der Gottesbegriff wandelt sich. An die Stelle des Glaubens an den biblischen Gott und an Christus, den Erlöser, tritt nach und nach vernünftige Verehrung eines höchsten Wesens. Aus dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs wird für den Aufgeklärten, den Gebildeten, ein letztes philosophisches Prinzip, le grand géomètre, der Uhrmachergott des Deismus, der die Welt so vollkommen eingerichtet hat, daß er nicht mehr eingzugreifen braucht: die Gottheit, die Vorsehung. Man hat dieses neue Gottesverhältnis bildlich zu fassen versucht: Gott regiert nur noch wie ein konstitutioneller Monarch: *il règne, mais il ne gouverne pas*. Oder: Gott ist nur noch Ehrenvorsitzender der Natur. Und das heißt: Wirken, handeln, eingreifen tut er nicht mehr. Das ganze menschliche Leben, das Recht, die Politik, die Wirtschaft, die Moral, wird jetzt nach vernünftigen Prinzipien geregelt, „et si Deus non daretur“, – als ob es Gott nicht gäbe (das ist eine Formel des Hugo Grotius schon aus dem 17. Jahrhundert). Gottvertrauen ist auch in der Wirtschaft kein Argument mehr: die ersten Versicherungsgesellschaften werden gegründet. Frömmigkeit wandelt sich allmählich in Tugend, d.h. in eine aus der eigenen vernünftigen Einsicht gewonnene ethische Haltung, – später wird man diese Tugend, etwas ästhetisch angereichert, Humanität nennen. Der Mensch bestimmt sich nach vernünftigen Gesichtspunkten selbst, – Kant spricht vom kategorischen Imperativ –, was durchaus etwas anderes ist als ein Leben in der Nachfolge Christi.

Voraussetzung für diesen Wandel ist auch ein neues Menschenbild. Die Vorstellung vom schwachen, sündigen, erlösungsbedürftigen Menschen wird allmählich ersetzt vom Bild des von Natur aus guten, unter der Anleitung der

Vernunft zur Vollkommenheit fähigen Menschen. Er kann, wenn er vernünftig und tugendhaft ist, in dieser Welt zur Glückseligkeit gelangen, denn Gott, das göttliche Prinzip, hat die Welt als die beste aller möglichen Welten eingerichtet. Es liegt nur am Menschen, aus seiner Einsicht in das Gute die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. – Praktisch löst sich die alte theonomie, d.h. auf Gott gerichtete Orientierung in den gebildeten Ständen auf zugunsten einer neuen, diesseitszugewandten humanen Orientierung. Die frommen christlichen Jenseitsverheißungen verblasen: das Diesseits, die irdische Welt mit ihrer Natur und ihrer Gesellschaft, ist jetzt das Feld des Menschen. „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt“, wird es dann im Goetheschen „Faust“ heißen. „Er [der Mensch] stehe fest und schaue hier sich um!“

Diese Entwicklung spiegelt sich in der Literatur, und sie wird zugleich durch Literatur mit heraufgeführt, denn Literatur ist ein wesentlicher Träger der Aufklärungsbewegung, – Medium zur Verbreitung des neuen Gottes-, Welt- und Menschenbilds und der neuen Vorstellungen von Gesellschaft und Staat.

Doch bevor wir auf die Literatur und ihre Gattungen im einzelnen eingehen, noch ein paar Worte zu den **allgemeinen Verhältnissen** im Aufklärungszeitalter. Das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation ist kraftlos, der Kaiser in Wien eigentlich nur durch seine habsburgische Hausmacht politisch von Gewicht. Das System des fürstlichen Absolutismus herrscht im kontinentalen Europa. Deutschland kennt 300 verschiedene, – große, mittlere und kleine –, quasi souveräne Territorien. Die Ordnung nach Ständen bestimmt noch weitgehend das soziale Gefüge, – vom Fürsten über den Adel, Gelehrte, Bürger, Bauern und Bediente bis zu den sogenannten unehrlichen Leuten: Henkern, Schindern, Barbieren, Schauspielern (die allerdings werden nun gesellschaftlich aufgewertet). – Das Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum beschäftigt die Literatur der Zeit besonders, vor allem im Drama und im Roman. – Zwei Drittel der Bevölkerung leben noch auf dem Lande, nicht in den Städten. Die Wirtschaft ist also noch weitgehend agrarisch strukturiert. Das Bürgertum ist ökonomisch noch nicht erstarkt, wie das vulgärhistorisch-materialistisch gern unterstellt wird. Der Bürger wird zwar zu einem wesentlichen Träger der Aufklärungsbewegung, aber er ist materiell noch keineswegs potent. Nur in einer freien Reichsstadt wie Hamburg ist der Kaufmann ein bestimmender Faktor. Der herrschende Merkantilismus und in seiner Konsequenz zahlreiche Zollschränken hemmen Handel und Wandel, lassen ein selbstbewußtes Handelsbürgertum noch nicht zu. Die bürgerlichen Schichten, Adressaten und Träger der Aufklärung, sind in Deutschland eher abhängig: Beamte des absolutistischen und des kirchlichen Verwaltungsapparates, Geistliche, Offiziere, Professoren, Pädagogen, Ärzte, Advokaten mit bescheidenen materiellen Ressourcen.

Bemerkenswert ist in dieser Zeit ein **Wandel in der Familienstruktur**. Die Einheit des sogenannten „Ganzen Hauses“, zu der unter einem patriarchalischen Hausvater nicht nur die Hausmutter und die Kinder und Alten

gehören, sondern auch das Gesinde, die Gesellen und weitere, unverheiratete Verwandte, und wo Arbeitsstätte und Wohnstätte unter einem Dach lagen, diese Einheit löst sich, im Zuge fortschreitender Arbeitsteilung, in den Städten allmählich auf. Aus der ökonomisch, rechtlich und religiös bestimmten Lebensgemeinschaft des „Ganzen Hauses“ isoliert sich die bürgerliche Kleinfamilie, was zu einer Intimisierung und Sentimentalisierung der Familienbeziehungen führt und auch zu einer Änderung der Frauenrolle. Die bürgerliche Hausmutter ist in ihren Funktionen auf die Sorge für ihre Kleinfamilie reduziert, sie gewinnt Muße. Die gemüthhaften, empfindungshaften Relationen zwischen den Gatten und zwischen Eltern und Kindern bestimmen das neue Bild, – nicht mehr Strenge, Rechtlichkeit, Objektivität des Hausvaters. Das wird eine Vorbedingung für die Kultur der Empfindsamkeit, Vorbedingung auch für das sogenannte „Bürgerliche Trauerspiel“ und das rührende Lustspiel. In Gellerts *Zärtlichen Schwestern*, einem rührenden Lustspiel (1747), haben wir zum ersten Mal einen zärtlichen Vater auf der Bühne, und der weinende, vergebungsbereite Sir William in Lessings *Miß Sara Sampson* (1755) ist das Pendant auf der Trauerspielszene. Ein solcher zärtlicher Vater, der nicht mehr die strengen Pflichten der Hausvaterrolle exerziert, darf sogar den Fehltritt einer Tochter verzeihen, darf sich weich zeigen. Und natürlich lebt das im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts so beliebte Rührstück, das bürgerliche Schauspiel der Iffland, Schröder und Kotzebue, von der jetzt entfesselten Sentimentalität der bürgerlichen Kleinfamilie. – Soviel zu den allgemeinen Verhältnissen, – skizzenhaft.

Die Aufklärung und ihre Literatur ist nicht gleichzeitig in allen deutschen Landschaften eingezogen. Es gibt erhebliche Phasenverschiebungen und Intensitätsunterschiede. **Zentren der Aufklärungsbewegung** sind – bezeichnenderweise – **zunächst Bürgerstädte**, nicht Residenzstädte: Leipzig, Halle, Hamburg, Königsberg, Göttingen, Jena, Zürich, Bern, – sie gehen voran. Und die Lage dieser Städte kennzeichnet zugleich die Landschaften, die die Aufklärung in Deutschland zunächst getragen haben: Sachsen, und zwar Ober- und Niedersachsen, – zu Niedersachsen zählen wir auch Hamburg, zu Obersachsen auch Thüringen –, daneben Preußen und die deutschsprachige Schweiz. Das ist, allgemein gesprochen, der nord-, mittel- und ostdeutsche Raum und der äußerste Südwesten des deutschsprachigen Gebiets. Und, das ist wichtig, es sind **durchwegs protestantische Landschaften**. Das Luthertum und das Reformiertentum haben sich der neuen Bewegung weit zugänglicher gezeigt als der katholische Teil Deutschlands, ja vielfach sind es protestantische Theologen oder Theologensöhne, die Träger, Verkünder der neuen Bewegung wurden. Der katholische Westen und der Süden des Reiches werden erst viel später, und auf andere Weise, von der Aufklärung erfaßt. Auch Schlesien, eine gemischt-konfessionelle Landschaft, in der Barockzeit literarisch ungeheuer produktiv, steht zunächst zurück. In den katholischen Landschaften wird die Aufklärung häufig gleichsam von oben eingeführt, unter obrigkeitlicher, fürstlicher Initiative. So in Österreich und Böhmen beginnend

mit dem Eintritt Josephs II. in die Regierung unter seiner Mutter Maria Theresia 1765, – in voller Entfaltung, mit zahllosen Dekreten von oben seit 1780, als Joseph Alleinherrscher ist, mit vielen Widerständen im Volk, im Klerus und im Adel. Auch einige geistliche Landesfürsten, Erzbischöfe wie die von Salzburg, Trier und Mainz, öffnen in der zweiten Jahrhunderthälfte sozusagen kalkuliert ihr Land den neuen Lehren und der neuen Literatur. In Bayern geschieht das nach der Jahrhundertmitte unter Max II. Joseph als Kurfürsten, ziemlich zögernd.

Eigenartig ist, daß der protestantische Südwesten und Süden Deutschlands, also Württemberg, Franken, das Elsaß, die Initiative zunächst den nord-, mittel- und ostdeutschen Provinzen überlassen. Erst mit Wieland, der aus Oberschwaben stammt, tritt eine bedeutende Aufklärerpersönlichkeit aus dem protestantischen Südwesten des Reichs in Erscheinung, also erst in der zweiten Jahrhunderthälfte, und es ist kein Zufall, daß Wieland Schwaben bald verläßt und nach einem Aufenthalt in der Schweiz in die führende Aufklärungslandschaft Deutschlands, nach Sachsen-Thüringen, zieht und dort, in Weimar, bleibt. Die meisten großen und mittleren Namen der frühen und mittleren Aufklärung kommen aus Obersachsen: Schnabel, Gellert, J. E. Schlegel, J. A. Schlegel, C. F. Weiße, Rabener, Lessing, Zachariae, Gleim, Klopstock. Nach Hamburg gehören Hagedorn und Brockes. Gottsched kommt aus Königsberg, aus Ostpreußen, wo später Kant lehren wird, und er geht mit sicherem Instinkt nach Leipzig. Bodmer, Breitinger und Haller sind Schweizer. – Übrigens werden dann auch die protestantischen Residenzstädte des nordost-mitteldeutschen Raums verhältnismäßig frühzeitig Zentren der Aufklärung: Berlin, Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel, Gotha, nicht zu vergessen Weimar. – Soviel zur landschaftlichen und zeitlichen Verbreitung.

Kants eingangs zitierte Definition der Aufklärung ist in der „Berlinischen Monatsschrift“ erschienen, – in einer Zeitschrift also. Das ist kein Zufall, es ist vielmehr paradigmatisch. Das Aufklärungsjahrhundert ist zugleich das **Jahrhundert der Zeitschriften** gewesen. Zeitschriften werden in der Aufklärungsära mehr als zu jeder anderen Zeit Experimentierfelder des Neuen.² Georg Forster hat die Journale als „die Vehikel der allgemeinen Aufklärung“ bezeichnet. Fast jeder namhafte Aufklärungsliterat war zugleich Journalist. Ganz anders als die damaligen Zeitungen, die in der Regel beim Faktischen und Curiösen blieben, waren Zeitschriften wirklich „Schriften der Zeit“; – Motoren und Initiatoren für geistige und soziokulturelle Prozesse. Dieses noch recht junge publizistische Medium, – die erste deutsche Zeitschrift ist bekanntlich in Leipzig die lateinischen *Acta Eruditorum*, 1682 beginnend, – hat in kurzer Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen, mit gelehrten Organen zuerst, dann mit historisch-politischen Zeitschriften, Moralischen Wochenschriften, literarischen Blättern und dann allgemeinbildenden und unterhaltenden Journalen. Es ist bezeichnend, daß einer der geistigen Väter der deutschen Aufklärung, Christian Thomasius, der als erster in Leipzig deutschsprachige Universitätsvorlesungen hält, Witz und streitbare literarische Kritik erstmals öf-

fentlich an den Tag legt in einer Zeitschrift, in den von ihm herausgegebenen *Monatsgesprächen* 1688–90. Es ist ebenso bezeichnend, daß Gottsched, der große Organisator der frühen deutschen Aufklärungsliteratur, sich immer wieder der Zeitschriften bedient hat. Die *Vernünftigen Tadelrinnen*, der *Biedermann*, die *Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit* sind nicht die einzigen Journale, die er herausgab. Die letzteren, abgekürzt *Critische Beyträge* genannt, können als die erste germanistische Zeitschrift gelten. – Lessing bedient sich des Mediums der Zeitschrift mit Lust. In seinen *Berliner Literaturbriefen*, zusammen mit Nicolai und Mendelssohn herausgebracht 1759–1765, übt Lessing sich in bisher unerhörter Schärfe öffentlicher Kritik. Bekannt ist der 17. Literaturbrief, in dem Gottsched rücksichtslos abqualifiziert wird. Auch die anerkanntesten Autoritäten müssen hier Haare lassen. – Lessings Freund Friedrich Nicolai, zugleich Verleger, wird mit einer von ihm gegründeten und geleiteten Zeitschrift eine literarische Macht: Seine *Allgemeine deutsche Bibliothek* schafft für das politisch zersplitterte Deutschland erstmals einen überterritorialen allgemeinen kritischen Öffentlichkeitsraum. Die ADB beginnt 1765. Sie hat es auf 256 Bände und eine Lebensdauer von 40 Jahren gebracht.

Der von der Aufklärungspublizistik vor allem mit Zeitschriften hergestellte Raum öffentlicher Lehre, öffentlicher Urteilsfindung und Kritik ist wohlge-merkt etwas Neues. Es entsteht ein Forum, auf dem der Bürger und der gebildete Adlige, – die „gebildeten Stände“, wie man sie dann am Jahrhundertende nennen wird –, sich verständigen über philosophische, moralische, ästhetische, aber auch ökonomische und soziale Fragen, – ein Forum, vor das dann nach und nach auch kirchliche und politische Autoritäten gezogen werden, um sich hier zu verantworten. **Öffentliche Meinung**, heute ein kaum hoch genug einzuschätzender politischer Faktor, **entsteht im Zuge aufklärerischer Bemühungen**. Im Zeitalter der Französischen Revolution erkennen dann die Obrigkeiten, die Fürsten, überrascht, erschreckt, welche Macht „Publizität“ haben kann.

Ein Wort noch zu einem bestimmten Zeitschriftentypus, der nur in der Aufklärungszeit zu beobachten ist, – zu den sogenannten **Moralischen Wochenschriften**. Das sind wöchentlich erscheinende Blätter, die das bürgerliche Publikum auf unterhaltsame Weise belehren über alles Familie, Gesellschaft, Literatur, Sitten, Gott und Welt Betreffende. Der Leser wird hier unaufdringlich und auch für ungelehrte und speziell weibliche Personen verständlich mit der aufklärerischen Lehre vertraut gemacht, – er wird, würden wir heute sagen, weltanschaulich gelenkt. Moralische Wochenschriften übernehmen gleichsam nun als säkulare Medien die Funktion der alten frommen Erbauungsbücher für das Bürgertum. Die folgenschwere Umorientierung, von der ich sprach, wird hier erkennbar praktiziert.

! Diese Moralische Wochenschrift ist eine europäische Erscheinung. England ist mit *Tatler*, *Spectator* und *Guardian* in den Jahren 1709–1714 vorangegangen. Überall in Europa, vor allem in den protestantischen Ländern, wird der Spec-

tator-Typus nachgeahmt und neu gefüllt. Und mit diesen Zeitschriften, das ist wichtig, wird ein bisher illiterates bürgerliches Publikum nicht nur weltanschaulich im Sinne der Aufklärung beeinflusst, – es wird gleichzeitig überhaupt erst eingewöhnt in weltliche Lektüre. Die Lesebereitschaft, die die Goethezeit zeitigt, übt sich hier gleichsam ein.

Und noch eines – das gilt für alle Zeitschriftenleser – : In periodisch erscheinenden Publikationen lernt das Publikum, immer Neues zu konsumieren. War das Lesen im bürgerlichen Bereich früher eher ein intensives Lesen, wo man immer wieder das Gleiche vornahm, um sich im Alten zu bestätigen, sich in seinem Glauben zu sichern – (die alten Erbauungsbücher wurden immer wieder von vorn gelesen, dem Jahreslauf entsprechend; ihr robuster Einband schon zeigt, daß sie für Generationen berechnet waren), – las man also bisher „intensiv“, so übt sich mit den Zeitschriften jetzt ein „extensives“ Lesen ein; – ein Lesen, das aus ist auf immer Neues, das ausgreift nach weiterer Information, das dem Fortschritt, – oder dem vermeintlichen Fortschritt, der Wissenschaften und der Erkenntnis folgen will. Der moderne, auf Novitäten erpichte Leser entsteht.

Nicht unwichtig ist, daß der Anstoß zu den Moralischen Wochenschriften von England ausgegangen ist. War bislang im kontinentalen Europa französischer Kultureinfluß, auch auf dem Gebiet der Literatur, vorherrschend und damit ein höfisch-galant geprägtes Kulturideal, so ändert sich das jetzt allmählich. England, englische Moral Weeklies, **englische Bürgerlichkeit, englische Empfindsamkeit gewinnen im Laufe des Jahrhunderts Vorbildsfunktionen.** Sprach der gebildete Mann in Deutschland am Anfang des 18. Jahrhunderts obligatorisch Französisch, aber kaum irgendwo Englisch, so sind am Jahrhundertende englische Sprachkenntnisse, englische Lektüre eine Selbstverständlichkeit. England wird maßstabsetzend, nicht nur mit seinen Romanen um die Jahrhundertmitte, mit Richardson, Fielding und Sterne, – auch z.B. im Hinblick auf seine politischen Verhältnisse, seine fortschrittlichen Verfassungszustände. Englandreisen werden Mode, Shakespeare wird allmählich entdeckt. Mit *Tatler*, *Spectator* und *Guardian*, könnte man sagen, beginnt der englische Kultureinfluß in Deutschland und Europa.

Hochinteressant ist auch, was uns die **Statistik der Zeitschriftenproduktion** über das Aufklärungsjahrhundert sagt. Der Bibliograph Joachim Kirchner hat von der ersten Zeitschrift in Deutschland, den Leipziger *Acta Eruditorum* (1682), an bis zum Jahr 1700 insgesamt 58 Zeitschriften im deutschen Sprachbereich nachgewiesen. Seither steigert sich der Zuwachs von Dekade zu Dekade. Von 1701 bis 1710 sind es 64 weitere Zeitschriften, die hinzukommen, während einige der älteren, versteht sich, noch weiter bestehen. Von 1711 bis 1720 sind es 119 neue Zeitschriftentitel, von 1721 bis 1730 : 133, von 1731 bis 1740: 176 neue Titel, von 1741 bis 1750 : 260 neue, und so fort, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt: 331, 411 718, und, von 1781 bis 1790, ein großer Sprung: 1225 neue Zeitschriftentitel.

Dies kontinuierliche Anwachsen von 64 neuen Zeitschriften im ersten Jahrzehnt des Aufklärungsjahrhunderts auf 1225 im neunten Jahrzehnt spricht für sich, auch wenn dabei über die Auflagenstärke der einzelnen Blätter noch nichts gesagt ist; wir haben darüber wenig Information. Das Phänomen zeigt, wie ein Jahrhundert sozusagen literarisch erwacht. Aus gleichsam noch stillen Zeitläuften werden sehr lebendige, druckerschwärzenfreudige, publizitätseifrige Zeiten, – von der Aufklärung beflügelt und die Aufklärung selber weitertragend.

Was sich an der Zeitschriftenstatistik besonders eindrucksvoll zeigte, ist aber auch, in gemäßigter Form, auf dem allgemeinen Büchermarkt zu beobachten: ein beträchtliches **Ansteigen der Buchproduktion** das Jahrhundert hindurch, – ein Ansteigen, dem natürlich ein Anwachsen des Konsums entsprochen hat. In einer berühmt gewordenen Untersuchung hat Rudolf Jentsch schon 1912 die Entwicklung im 18. Jahrhundert markiert, indem er die Leipziger Ostermeßkataloge für Buchhändler mit den Stichjahren 1740, 1770 und 1800 statistisch miteinander verglich. Die Zahl der in diesen Ostermeßkatalogen angezeigten neuen Buchtitel steigt von 755 im Jahr 1740 auf 1144 im Jahr 1770 und auf 2569 im Jahr 1800, – die Produktion steigert sich also auf mehr als das Dreifache. Noch interessanter aber sind innerhalb dieses Ansteigens die Verschiebungen der Sachgebiete. Der Anteil der lateinischen Bücher geht rapide zurück. 1740 benutzen noch 23,19% aller angezeigten Titel die lateinische Sprache, 1770 sind es noch 9,2%, im Jahr 1800 nur mehr 2,74%! Die alte Gemeinsprache der Gelehrten spielt also keine nennenswerte Rolle mehr. Die Wissenschaften sind nach dem Konzept der deutschen Aufklärung nicht mehr nur für den Gelehrten da, der sein Latein versteht, sondern prinzipiell für jedermann. Sie sind, wie die Aufklärung es immer wieder forderte, nutzbar gemacht worden für ein großes Publikum. – Noch wichtiger aber ist für uns die statistische Entwicklung der schönwissenschaftlichen Literatur, der Belletristik, der Dichtung also. Sie macht 1740 5,83 % aller im Leipziger Ostermeßkatalog angezeigten Titel aus. 1770 sind es plötzlich 16,43%, und im Jahre 1800 21,45%! Das ist ein gewaltiger Vorstoß auf dem Büchermarkt, – ein Anteil, der mit dem der heutigen schönen Literatur prozentual ungefähr übereinstimmt. Er hat sich innerhalb der ohnehin um mehr als das Dreifache gestiegenen Buchproduktion am Ende des Jahrhunderts gegenüber 1740 vervierfacht.

Und eine andere, gegenläufige Entwicklung in dieser Statistik ist ebenso aufschlußreich. Die religiöse – also die fachtheologische und die religiös-erbauliche – Literatur geht deutlich zurück. 1740 hat sie noch einen Anteil von 38,45% an der gesamten Buchproduktion. 1770 sind es noch 24,47% und um 1800 nur noch 13,55%. Das heißt: Die Theologie steht nicht mehr im Zentrum des Interesses, und der Leser konsumiert die fromme Erbauungsliteratur nicht mehr im alten Maß, – die Lehren der Aufklärung haben ihre Wirkung gezeigt; der große weltanschauliche Wandel, von dem ich sprach, spiegelt sich hier auf dem Büchermarkt. Das wachsende Lesepublikum wendet sich offen-

bar anderen Sparten zu, und es erscheint nicht unberechtigt, wenn man den Rückgang der theologisch-erbaulichen Literatur mit dem Vormarsch der schöngeistigen Literatur in Beziehung setzt. Der Anteil, den die geistliche Literatur im Laufe des Aufklärungsjahrhunderts eingebüßt hat, fällt sozusagen der Belletristik, der Dichtung, zu (und natürlich, in diesen Zahlen nur statistisch nicht erfaßt, auch der philosophisch-moralischen Literatur). Der fromme Leser tritt zahlenmäßig zurück, an seine Stelle tritt **der schöngeistige und der philosophisch-moralische Leser**. Das ist ein Stück Säkularisation, – Verweltlichung, wie sie dem ganzen Jahrhundert ihren Stempel aufdrückt.

Begründet ist dieser Wandel und das statistisch beobachtete Ansteigen des Lesens ganz wesentlich in der lehrhaften Konzeption der Aufklärung. Wurde vordem für den Christen, wenn er nicht ein Gelehrter war, zu vieles Wissen als eher verderblich und unnütz angesehen, – sollte er in aller Einfachheit, von Bibel und Erbauungsbuch geleitet, seinen Weg durchs Leben gehen, so lautet die Parole jetzt: Erweiterung des Wissens, Teilhabe an neuen Erkenntnissen, wie sie auch die Dichtung gewährt, namentlich an den von ihr bereit gehaltenen moralischen Lehren, Schulung im Selberdenken. Unwissenheit ist – ein Gedanke, den der einflußreiche Leibnizschüler Christian Wolff vertritt – eigentlich der Nährboden aller Laster, die Mutter alles Bösen, Aufklärung dagegen das Gebot der Stunde. Friedrich von Hagedorn hat es in einem Zweizeiler in gut wolffianischem Optimismus so formuliert: „Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewunderung, Geiz und Neid / sind alles, was sie sind, nur durch Unwissenheit“. Beseitigt man die Unwissenheit, etwa durch moralische Lehre, so beseitigt man auch die Laster, und gute Bücher sind die besten Mittel gegen die Unwissenheit. Wer belesen ist, wird auch ein besserer, soziablerer, tugendhafter Mensch werden. Die noch bis in unsere Tage hier und da gehegte Erwartung, der Gebildete, und das ist vor allem auch: der Belesene, der schöngeistig, in der Dichtung, Belesene –, dieser Gebildete werde ein besserer Mensch sein, moralisch hochstehend, – eine, wie mir scheint, reichlich abwegige Erwartung –, diese Erwartung entsteht im Zuge der Aufklärungsbestrebungen im 18. Jahrhundert. Man treibt jetzt also eifrig **Lesepropaganda**. Moralische Wochenschriften veröffentlichen sogenannte Frauenzimmerbibliotheken, – das sind Musterlisten von Büchern, die für Frauen und Mädchen nützlich zu lesen sind. Gellert, der Tugendmeister der Nation, gibt ständig Lektüreratschläge, auch in seinen Briefen, in seinen Moralischen Vorlesungen. Gellert „setzt“ Personen, die ihn darum bitten, „Bibliotheken auf“, wie man damals sagte, – Lektüreratschläge zur Selbstbesserung und Bildung, – so z.B. für den österreichischen Generalfeldmarschall Daun, der ihn in Karlsbad darum angeht. Lesen wird im Zeichen der Aufklärungserwartungen ein verdienstliches Werk, ein Beitrag zur Selbstvertugendlichung. Der belesene Bürger gilt jetzt gesellschaftlich etwas, arme Mädchen, aber mit Lektüre, empfehlen sich jetzt als gute Partien.

Freilich gibt es am Ende des Jahrhunderts einen Rückschlag. Es werden Klagen vernehmlich über eine **allgemeine Lesesucht**, eine Leseseuche, eine

Lesewut, die dazu führe, daß z.B. das Frauenzimmer seinen Haushalt vernachlässigt, schöngeistig-blaustrümpfig wird und sich Grillen in den Kopf setzt, – zumal ja auch das Romanenlesen seit Richardson zur Tugend zu führen scheint. Beobachter fürchten, daß der gemeine Mann, auf den das Lesen übergreift, durch dieses Lesen unzufrieden, mit falschen Ideen gefüttert und gar aufsässig-unruhig werden könne. Man macht sich nun Gedanken über die sogenannte „verhältnismäßige Aufklärung“, – eine wohldosierte, je nach dem Stande zu verabreichende Aufklärung. Der Bauer braucht eigentlich nicht so viel zu wissen, um seinen Pflug führen zu können. *Suum cuique!* Jedem das Seine nach Standesgebühr – nicht jedem das Gleiche! – so denkt man jetzt auch auf dem Gebiet der Lektürediätetik. In ihrem Zeichen etabliert sich dann in der zweiten Jahrhunderthälfte auch die sogenannte „Bauernaufklärung“.

Hier zeigt sich übrigens, daß die Aufklärung keineswegs schlicht „emanzipatorisch“ gewesen ist, wie gern vorschnell von heute her geurteilt wird. Nirgends auch hat sie die allgemeine Pressefreiheit gefordert, in einem liberalen Sinne, wie wir das heute tun. Viele Aufklärer vertreten ganz selbstverständlich den Standpunkt, Aufsicht über die Schriften, die den Menschen bessern sollen, sei notwendig, – eine Zensur müsse schon sein: Nur die nützlichen Schriften sollen gelesen werden, die schädlichen nicht. **Aufklärung zeigt sich hier eher pädagogisch-autoritär als emanzipatorisch.** Sie zeigt sich so vor allem in der frühen und mittleren Phase, wo sie wesentlich moralisch denkt, die Besserung des Einzelnen im Sinne hat. Erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts denken einige Aufklärer auch an die Besserung der Verhältnisse, beginnen Publizisten mit Kritik an Zuständen, an Amtsmißbrauch, Ministerwillkür und „Pfaffentrug“.

Das soeben skizzierte Anwachsen der Buch- und Zeitschriftenproduktion und das dem korrespondierende Sichausbreiten des Lesens hat natürlich auch Folgen für den Autor gehabt, für die soziale und ökonomische Stellung des Schriftstellers. Dazu rasch ein Wort! Den freien Schriftsteller, der von den Erträgen seiner Feder lebt, ökonomisch auf eigenen Füßen steht, kennt der Anfang des 18. Jahrhunderts nicht. Schriftsteller, Dichter stehen damals entweder in irgendeinem bürgerlichen Beruf als Jurist, als Geistlicher, als Professor oder Hofmeister oder Verwaltungsbeamter, sie schreiben in ihren „Nebstunden“, verdienen sich damit allenfalls ein Zubrot, oder sie stehen mit gewissen dekorativen Funktionen in höfischen Diensten. Oder sie haben, selten genug, einen Mäzen, einen adligen Gönner, der sie aushält. Das Anwachsen der literarischen Produktion, namentlich die Entfaltung des Zeitschriftenwesens, führt dazu, daß Autoren versuchen, unabhängig zu werden – als Journalist, Übersetzer, Bücherschreiber, Kritiker, Redakteur oder in der Kombination mehrerer dieser Funktionen. Zu beobachten ist das, um ein herausragendes Beispiel zu nennen, an Lessing. Lessing ist Journalist, Stückeschreiber, Kritiker, Übersetzer, Poet und gelehrter Buchautor, – aber völlig unabhängig wird er nicht. Er muß Sekretärsposten übernehmen, wird zeitweilig eine Art

Dramaturg, endet schließlich in fürstlichen Diensten als Bibliothekar in Wolfenbüttel. Und ähnlich ergeht es anderen. Der freie Schriftsteller, wie wir ihn heute kennen, der von Verlagshonoraren und Bibliotheksgroschen, von Funk- und Fernseh- und Theatertantiemen und, nicht zu vergessen, von Dichterleistungen lebt, ist noch nicht möglich, er erscheint erst in Ansätzen. Ursache dafür sind vor allem die noch unregelten Verhältnisse auf dem Buchmarkt. Verleger konnten steinreich werden, wie Johann Wendler in Leipzig, der mit Gellerts Fabeln einen Bestseller verlegte und ihren Autor mit einer Lächerlichkeit abspeiste. Und vor allem: Nachdruck im Nachbarterritorium war praktisch nicht zu unterbinden. Der Nachdruck florierte, womöglich mit landesfürstlicher Unterstützung. Joseph von Trattner in Wien hat mit kaiserlicher Billigung die gesamte norddeutsche Aufklärungsliteratur für Österreich und die habsburgischen Erblande nachgedruckt in aller Ruhe, in sehr schönen Bänden, – die Autoren und ihre norddeutschen Verleger sahen davon keinen Heller. – Bezeichnend auch, daß Autoren damals Selbstverlagsversuche unternahmen, um selber in den Genuß buchhändlerischer Gewinne zu kommen, so z.B. Klopstock 1773 mit seiner *Deutschen Gelehrtenrepublik*, die über Freunde und bestellte Kollekteure auf Subskription herausgebracht wurde. – Erst im 19. Jahrhundert, nachdem Urheberrecht und Verlagsrecht entwickelt sind und in allen deutschen Ländern auch durchgesetzt werden, ist der freie Schriftsteller wirklich möglich. Ein Mann wie Wieland zwar verdiente in den 70er und 80er Jahren des Aufklärungsjahrhunderts als Herausgeber und Autor seines *Teutschen Merkurs*, einer Zeitschrift, so viel, daß er davon hätte leben können. Aber daneben bezog er doch noch eine Pension vom weimarischen Hof als ehemaliger Prinzenzieher, und das eigentlich verbürgte die Kontinuität seiner Existenz. Die Konturen freien Schriftstellertums werden in unserem Zeitraum erst am Horizont sichtbar.

Wenn die wirtschaftlichen Bedingungen für den Autor sich im 18. Jahrhundert nicht entscheidend ändern bei allem Ansteigen der Literaturproduktion, so ändert sich eines ganz wesentlich: das Selbstverständnis des Dichters, der **Dichterbegriff**. Am Anfang des Jahrhunderts gilt der Dichter als ein Gelehrter, – ein Gelehrter im Bereich der schönen Wissenschaften, der „*Belles Lettres*“. „*Briefwechsel einiger Gelehrten*“, – das kann auch in der zweiten Jahrhunderthälfte noch der Titel eines Dichterbriefwechsels sein. Dichtkunst ist, einige Begabung vorausgesetzt, erlernbar, zu studieren in den Dichtlehren, den Poetiken, die die Gesetze und die Regeln geben. Gottsched hat mit seinem *Versuch einer kritischen Dichtkunst* 1730 noch einmal eine solche Poetik vorgelegt, – eine „*Anweisungspoetik*“, wo klar bezeichnet ist, was ein Dichter ist, welche Aufgaben er hat und wie die einzelnen Gattungen nach ihren Gesetzmäßigkeiten zu erfüllen sind. – Am Ende des Jahrhunderts sieht das völlig anders aus. Der Dichter versteht sich nun und wird verstanden als Schöpfer, der aus sich heraus frei schafft, der quasi gottgleich dichtet, unabhängig von Regeln und Vorschriften, oder aus dem „*es*“ spricht, der einem dunklen Trieb folgend seine Visionen verlautbart. Die Genie-Ästhetik, um

1770 mit dem Sturm und Drang in Deutschland sich ausbreitend, räumt auf mit den aufklärerischen Vorstellungen von Gesetzen und Regeln, die man erlernen und denen man folgen müsse. „Lass Du Dich kein Regulbuch irren!“ ruft auch Klopstock in seiner *Gelehrtenrepublik* dem jungen Dichter zu. Poetiken, jedenfalls Anweisungspoetiken werden hinfort nicht mehr geschrieben. Sie sind entbehrlich für das Genie, – und wer wollte nicht Genie sein? Daß viele Autoren dennoch unbewußt unter dem Ethos von Gattungen weiter-schreiben, steht auf einem anderen Blatt. – Es versteht sich, daß der neue, dem aufklärerischen Konzept nicht entsprechende Geniebegriff dem Dilettantismus Tür und Tor geöffnet hat, weil jeder sich zum Schreiben berufen fühlen kann, der seinen Busen einigermaßen von Gefühlen bedrängt sieht.

Der Autor aber, wie ihn Gottsched begreift als schönwissenschaftlichen Gelehrten, hat, nach Auffassung der Aufklärung, eine Aufgabe: Er muß lehren, er muß Nutzen stiften. *Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci*, – dies Diktum des Horaz ist überall Parole: auf anmutige Weise Nutzen stiften, und zwar vor allem moralischen Nutzen! **Dichtung hat einen didaktischen Auftrag.** Das gilt nicht nur für die Spezialgattung des Lehrgedichts, das über Gott und die Welt gereimte Gedanken formuliert, sondern für alle anderen Gattungen auch. „Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll“, so fordert Gottsched in seiner *Critischen Dichtkunst*. Anschließend solle man, so fordert er weiter, sich eine allgemeine Begebenheit dazu ersinnen, die mit einer Handlung den erwähnten Lehrsatz illustrieren kann, und das ist wiederum den jeweiligen Gattungsmodellen entsprechend einzukleiden. Das Epos wie das Trauerspiel, die Komödie wie die Satire, die äsopische Fabel natürlich und das Epigramm, die Idylle und die Ode, – alle erhalten sie für Gottsched und seine Anhänger didaktische Funktionen. Daß die Schaubühne eine „moralische Anstalt“ sei, ist Überzeugung der ganzen Aufklärung, auch wenn Schiller erst diese Formel von der moralischen Anstalt geprägt hat.

Und wenn man einen lehrhaften Auftrag hat, wenn Aufklärung und Besserung dichterisch vermittelt werden sollen, dann verbietet sich alle Unklarheit, alle Dunkelheit. Konsequentermaßen räumen die Aufklärer in ihren poetologischen Forderungen, in ihrer Kritik und in ihrer dichterischen Praxis auf mit der Stilgesinnung des Barock, – mit dem, was man nun als Schwulst betrachtet, mit dem Phöbus und Galimathias, wie Gottsched es schildert, – dem poetischen Gebaren der Hofmannswaldau und Lohenstein. Hochgeschraubte Künstlichkeit, Manierismus, alles, was den Gedanken vor rhetorischem Schmuck und Bildprunk kaum mehr erkennen läßt, wird verdammt. Ebenso alles, was im Sinne der Naturnachmung der Forderung nach Wahrscheinlichkeit widerspricht. Dichtung im Sinne der Aufklärung, auch Versdichtung, hat klar, deutlich, prosanahe zu sein, und praktisch ist sie damit für unsere Begriffe oft etwas seicht und trocken. Von den deutschen Dichtern des Barock wird eigentlich nur der frühbarocke Opitz noch gelten gelassen, dessen eher klassizistischer Stil hochbarocken Schwulst noch nicht kennt. An die Stelle des

barocken Stilideals der *Elegantia* und der *Argutia*, der Zierlichkeit und der Spitzfindigkeit, tritt das Ideal der Verstandesklarheit und des Witzes. *Belustigungen des Verstandes und des Witzes*, – das ist denn auch der Titel der ersten deutschen rein belletristischen Zeitschrift. Sie wird von 1741 bis 1745 von Schülern Gottscheds in Leipzig herausgegeben und bringt nur dichterische Texte, keine Rezensionen, keine Aufsätze.

Mit den 40er Jahren modifiziert sich das skizzierte aufklärerische Konzept für die Dichtung etwas, und zwar im Zeichen der jetzt **erwachenden Empfindsamkeit**. Diese Empfindsamkeit (der Terminus „empfindsam“ stammt von Lessing; er schlägt ihn 1769 vor zur Übersetzung des englischen „sentimental“; die Sache Empfindsamkeit gibt es aber schon sehr viel früher) vermag sich eng mit der vernunftfrohen Aufklärung zu verbinden. Der moralische Lehrauftrag der Dichtung bleibt erhalten, aber neben das „Docere“ tritt nun ein anderes Moment, das „Movere“, die Bewegung des Gemüts, – wovon sich die strengen Gottschedianer wenig versprechen. Theoretiker dieser neuen Tendenz sind die Schweizer Bodmer und Breitinger. Seit 1740 führen sie offen eine Literaturfehde mit Gottsched. Sie postulieren die Zulassung des Wunderbaren in der Poesie, dem Gottsched im Sinne trockener Wahrscheinlichkeitsforderung keinen Raum gönnen wollte. Und die Schweizer empfehlen die Gemütsbewegung, die „herzrührende Schreibart.“ Praktisch verwirklicht diese Forderungen in der Lyrik und in der Epik Klopstock. Klopstock ist der Matador aller Empfindsam-Tugendhaften. Er will Gemütsbewegung, Rührung, Erschütterung, Tränen, – er selber dichtet seinen *Messias* unter Tränen, so wird berichtet. Dieser *Messias*, ein Epos von der Erlösungstat Christi, als Gegenstück zu John Miltons Epos vom *Verlorenen Paradies* gedacht, – die ersten 3 Gesänge erscheinen 1748 in den *Bremer Beiträgen*, einer Zeitschrift, – dieser *Messias* verändert mit seinem neuen Versmaß, dem Hexameter, und mit einer neuen, hochempfindsamen Sprache die Landschaft der deutschen Literatur beträchtlich. Es bilden sich sofort Parteien für und gegen Klopstock. Und seine Lyrik, die anstatt der braven Jamben und Trochäen der Gottschedianer alte griechische Strophenmaße für das Deutsche nützt und den Reim verbannt, ja sogar freirhythmische Gebilde schafft wie die berühmte *Frühlingsfeier*, – sie läßt die Geister sich ebenso scheiden. Klopstocks hochgesteigerte, pathetisch-empfindsame Dichtersprache, die bewußt gegen den Prosastil abgesetzt ist und sich viele unerhörte Kühnheiten und Dunkelheiten erlaubt, provoziert die Gottschedianer bis zur Weißglut. Gottsched sieht mit Klopstocks sprachlichem Gebaren und dem reaktivierten Wunderbaren, den Engeln und Teufeln im *Messias*, das finstere Mittelalter des Aberglaubens, der Unvernunft, oder die poetische Barbarei des Barock wieder hereinbrechen. – Klopstock freilich hat die Zukunft für sich. Bei ihm, seinem Seherton, an seine pathetische Ausdruckshaltung werden die jungen Dichter des Göttinger Hainbunds anknüpfen, und auch die Lyrik des jungen Goethe, seine freirhythmischen Hymnen, sind ohne Klopstock nicht zu denken.

Die Empfindsamkeit aber gewinnt Einfluß nicht nur auf das Epos und auf die Lyrik, sondern auch auf das Drama. Kennzeichnen wir auch diese Entwicklung mit ein paar Sätzen! – Gottsched hatte, zusammen mit seiner Frau, ein gereinigtes, ein literarisches Theater geschaffen, orientiert am französischen Klassizismus des 17. Jahrhunderts, also an Corneille und Racine beim Trauerspiel, an Molière beim Lustspiel. Die frühe deutsche Aufklärungskomödie, in den 30er Jahren entstehend, stellt sich, dem moralischen Lehrauftrag für Dichtung getreu, dar als satirische Verlachkomödie. „Lasterhafte“, das heißt: unvernünftige, gesellschaftlich anstößige Typen werden auf die Bühne gestellt und dort im Laufe der Handlung in ihrer Unvernunft entlarvt. Das Publikum zieht, indem es sie verlacht, daraus seine Lehren. Schon die Titel der Komödien zeigen oft die zu verlachenden Eigenschaften an: *Der geschäftige Müßiggänger*, *Der Hypochondrist*, *Der Witzling*, *Der junge Gelehrte*, *Der Weiberfeind*. Die Gottschedin, Quistorp, Uhlich, Fuchs, Johann Christian Krüger, Johann Elias Schlegel, auch der junge Lessing schreiben solche **satirischen Verlachkomödien**, ganz im Sinne des Altmeisters Gottsched, der selber keine verfaßt hat. Der Einfluß der Empfindsamkeit aber ändert nun das Klima. Die **rührende Komödie** wird etabliert, – in England war sie schon gebräuchlich als sentimental comedy, in Frankreich als comédie larmoyante. In Deutschland ist es Gellert, der diese rührende Komödie zum ersten Mal verwirklicht. In ihr liegt das Gewicht nicht mehr auf dem Gelächter, das unvernünftig-lasterhaften Handlungen gilt, sondern auf der inneren Bewegung über hochherzig tugendhaftes Verhalten. Es kommt sogar zu Tränen im Parkett, – was Gottsched irritieren muß, denn Tränen gehören für ihn ins Trauerspiel; Gellert aber tut sich etwas darauf zugute. Gellerts *Betschwester* (1745), gedruckt übrigens zuerst in einer Zeitschrift, den *Bremer Beiträgen*, ist die erste rührende Komödie in Deutschland. Freilich sind die satirischen Ingredienzien hier noch stark; auch der Titel des Lustspiels zeigt das noch. Der Titel der nächsten rührenden Komödie Gellerts ist gleichsam neutral: *Das Loos in der Lotterie* (1746). Im letzten und bekanntesten rührenden Lustspiel Gellerts haben die rührenden Elemente auch den Titel erobert: *Die zärtlichen Schwestern* (1747). – Die Tradition des rührenden Lustspiels reicht weit hinüber ins bürgerliche Schauspiel und Rührstück der zweiten Jahrhunderthälfte.

Eine analoge Entwicklung vollzieht sich im Bereich der Tragödie, des Trauerspiels. Gottscheds am französischen Klassizismus orientierter Trauerspieltypus ist der der heroischen Staatstragödie. Es geht hier um erhabene Staatssachen. Man wälzt große Entschlüsse im Busen, agiert mit Würde, spreizt sich mit rhetorischen Tiraden. Trauerspielfähig sind nur Große, – Fürsten und Helden. Der Schauplatz ist stilisiert, meist ein königlicher Palast. Dies Trauerspiel vermittelt, den Bestimmungen des Aristoteles entsprechend, Furcht, Schrecken, und Bewunderung und, bei Gottsched, zugleich noch eine moralische Lehre fürs Publikum. *Der sterbende Cato* Gottscheds, 1732 zusammengeschrieben aus einer englischen und einer französischen Vorlage, ist das Musterstück für diese heroische Staatstragödie geworden. 1755 aber bricht

sich nun die Empfindsamkeit Bahn mit dem **Bürgerlichen Trauerspiel**, nämlich mit Lessings *Miss Sara Sampson*. „Bürgerlich“ heißt hier nicht, daß hier nur Bürgerliche aufzutreten hätten; die Sampsons z.B. gehören zum englischen Landadel und auch die Galottis (in *Emilia Galotti* 1772) sind nach neuerer Forschungsmeinung eher dem niederen Adel als dem Bürgertum zuzuordnen; die anderen Beteiligten sind alle klar von mittlerem oder hohem Adel. Wichtig ist hier nicht der Stand, sondern etwas anderes: Im bürgerlichen Trauerspiel geht es nicht mehr um Staatssachen, – ein Liebeskonflikt ist nicht zugleich eine Staatsangelegenheit wie z.B. im *Sterbenden Cato* das Verhältnis zwischen Cäsar und Porcia, sondern es geht um private, intime, familiäre Angelegenheiten, – um das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Vater, Tochter und Liebhaber. Und der Effekt ist nicht mehr Furcht und Schrecken und Bewunderung – und damit Distanz zu den großen Helden auf der Bühne –, sondern Nähe, mit Lessing zu sprechen: Furcht und Mitleid, vor allem Mitleid. Lessing hat die alten Bestimmungen des Aristoteles von Phobos und Eleos und Katharsis für das Trauerspiel empfindsam umgedeutet. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, sagt Lessing, die Tränen des durch die Bühnenhandlung erweckten Mitleids machen besser. Die Schaubühne als moralische Anstalt besteht fort, aber sie wirkt jetzt nicht mehr durch plane Lehren, wie Gottsched das wollte, sondern emotional, durch das „Movere,“ in Gemütsbewegungen. – Entwickelt hat Lessing seine Trauerspieltheorie in der *Hamburgischen Dramaturgie* 1767–69 und im Briefwechsel mit seinen Freunden Mendelssohn und Nicolai. Sie wird folgenreich sein und über *Emilia Galotti* hinaus auf den Sturm und Drang wirken. Schillers *Kabale und Liebe* steht in dieser Tradition.

Wenn, wie skizziert, die Richtung der Empfindsamkeit sich seit den 40er Jahren mit der lehrhaften Aufklärungsdichtung zu verbinden weiß und auch über 1770 hinaus eine prägende Komponente bleibt, – die Wertherzeit ist geradezu hochempfindsam zu nennen; Wehmut, Schwermut, Seelenschmerz können jetzt ausgekostet werden im „Joy of grief“; Millers Roman *Siegwart, eine Klostersgeschichte* 1776 wird ein tränenrührender Bestseller und die besorgten Aufklärer alter Schule können sich nun nicht genug tun, um vor der verderblichen Empfinderei zu warnen, Lichtenberg in Göttingen formuliert bissige Bonmots über die Empfindsamkeitsmode –, parallel gleichsam zu dieser Entwicklung zeigt sich die Literatur der Aufklärung nun auch noch versetzt mit einem weiteren Element, das das ganze Literaturpanorama erst reizvoll, zuweilen auch widersprüchlich macht. Ich meine die Strömung des **literarischen Rokoko**, – eine Strömung, die mehr ist als nur eine Stilrichtung, die auch Haltungen und Gesinnungen, ja hier und da eine Lebensphilosophie transportiert, welche sich mit aufklärerischen Positionen verbindet, ja gar mit der Empfindsamkeit mischt, doch aber auch Züge trägt, die sich mit den Konzepten der Aufklärung nicht reimen, – jedenfalls nicht, soweit diese Konzepte bürgerlich sind. Sittenstreng, ernsthaft tugendmäßig, auf Nutzen bedacht und lehrhaft ist dieses Rokoko nicht. Es ist eher leicht, heiter, verspielt, scherzhaft,

ein bißchen oberflächlich, tändelnd, ironisch, ja gelegentlich frivol und erotisch pikant. Bürgerlich sind solche Tendenzen kaum, sie sind eher aristokratisch-höfisch-galant. In der Tat entfaltet sich hier noch einmal höfisch-französischer Kultureinfluß zu einer reizvollen Blüte, von bürgerlichen deutschen Autoren bereitwillig adaptiert. Nicht daß diese Autoren Höflinge geworden wären, ernsthaft rückfällig gewordene Bürger. Aber die Faszination der Rokokomanier, der Rokokohaltung, ist groß. Man übt sich, man gefällt sich literarisch (nur literarisch!) in Rokokoattitüden; man zeigt, daß man, schönwissenschaftlicher Gelehrter, der man ist, auch in den Rokokogenres regelrecht dichten kann. Und diese Genres sind: das Lied, die anakreontische Ode, die Fabel, das Epigramm, die Verserzählung, die Schäferidylle, das Schäferspiel, das Singspiel, das komische Epos, das Kunstmärchen, ja sogar der Roman. Versucht haben sich hier, etwa seit den 30er Jahren, viele Autoren: Hagedorn als erster, der junge Lessing, Gleim, Uz, Götz, Zachariae, Jacobi, Rost, Thümmel, Geßner, um nur einige zu nennen, ja auch Gellert. Er, der in seinem Roman und in seinen Lustspielen ungeheuer tugendhafte, seelenvolle, entsagungsbereite, rührende weibliche Wesen vorgestellt hat, schreibt zugleich Rokokoverserzählungen, wo die Weiblichkeit sich ganz anders ausnimmt: oberflächlich, eitel, schwatzhaft, kokett, egoistisch, ein bißchen treulos, ein bißchen frivol. Das scherzhaft-ironische Ethos dieser Gattung dominiert hier alle seine empfindsamen Vorstellungen vor Weiblichkeit. Andere Autoren excellieren in immer neuen Motivkombinationen von Wein und Liebe, Liebe und Wein in ihrer Lyrik, – auch Lessing gehört dazu –, und man kann sicher sein, daß diese Autoren zuhause statt Wein fleißig Wasser oder doch Kaffee getrunken haben und in der Erotik durchaus bürgerliche Mäßigkeit walten ließen. Altmeister Anakreon, das Modell der anakreontischen Ode war es, was diese gelehrten Poeten in die Saiten greifen ließ. Das Kleine, das Anmutige, das Zierliche und Leichte wird in dieser Literatur gepflegt, – eine Gedichtsammlung des jungen Lessing trägt den bezeichnenden Titel *Kleinigkeiten* –, es geschieht in Analogie zum Rokoko in der Malerei, der Plastik, der Architektur und der Musik. Die deutsche Literatur erlangt hier im Zeichen des Rokoko zum ersten Mal etwas, das sie zuvor nicht besaß, – etwas Anmut, Leichtigkeit, Grazie. Leider, muß man sagen, ist diese sich hier entwickelnde literarische Kultur bald wieder zur Seite gedrängt worden – vom hochempfindsamen Seelentum und dem pathetischen Ernst der Klopstockianer und von der Kraftmeierei und Dumpfheit des Sturm und Drang.

Reinstes literarisches Rokoko sind übrigens die Dichtungen des jungen Goethe, des Leipziger Goethe. Leipzig, das Klein-Paris, die Stadt der Pleißeschäfer, war damals ein Zentrum des literarischen Rokoko. Reinstes Rokoko haben wir auch bei Wieland, – dem Aufklärer, der gleichsam bruchlos zum Klassiker neben Goethe, Herder und Schiller in Weimar wurde. Bei Wieland ist auch die reizvolle Mischung des Rokoko mit der Empfindsamkeit zu beobachten. Hochempfindsam, ja religiös-schwärmerisch hatte er begonnen, dann mit lockeren Verserzählungen und seiner *Musarion*, halb einem Lehrgedicht,

halb einer scherzhaften Erzählung, in den 60er Jahren die Wendung zum Rokoko genommen. Er ist es, der auch den Roman aus lehrhaft-empfindsamen in anmutig-ironisch-heitere und zugleich doch ernsthafte Gewässer steuert. Dazu abschließend noch ein paar Sätze.

Der Roman, von Gottsched als Gattung nicht anerkannt, dem Theologen wie dem sittenstrengen vernunftfrohen Bürger zunächst höchst verdächtig, erlangt seit Richardson und der von Gellert initiierten Richardson-Propaganda, seit etwa 1740, das Renommee, ebenfalls Vehikel für die Tugendlehre zu sein. Gellert selber wagt es, wenngleich noch anonym, mit seiner *Schwedischen Gräfin* einen tugendlehrenden Roman zu schaffen. Andere Autoren folgen, gern das Richardsonsche Reizmotiv der verfolgten weiblichen Unschuld einsetzend, so Sophie Laroche mit ihrer *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* 1773. 1764 schreibt Wieland, 30jährig, mit den *Abenteuern des Don Sylvio von Rosalva* einen reinen Rokokoroman: Zum ersten Mal verwaltet hier ein Erzähler, auktorial, ironisch plaudernd, mit dem Leser kokettierend, die ganze Geschichte. – 1766–67 folgt wieder ein Roman, die *Geschichte des Agathon*. Er spielt im antiken Griechenland, spiegelt aber unverkennbar Erfahrungen und Entwicklungs- und Orientierungsprobleme Wielands selber. Lessing hat den *Agathon* den ersten deutschen Roman für den denkenden Kopf genannt. Es ist – unter den Auspizien von Empfindsamkeit und Rokoko – der erste deutsche Bildungsroman geworden. Agathon ist ein idealistischer, schwärmerischer Jüngling. Bei den Priestern in Delphi und mit der Priesterin, der Pythia, erfährt er seine erste Desillusionierung, – in Athen, wo er Staatsmann geworden ist, eine zweite. In Smyrna, als Sklave im Haus des materialistisch-sensualistischen Sophisten Hippias, gerät Agathons ganze idealistische Tugendposition ins Wanken, nicht zuletzt dank der Künste der liebreizenden Danae, einer Hetäre. In Syracus, am Hofe des Tyrannen Dionysius, versucht Agathon ein neues, nutzbares Leben für andere als redlicher Mann am Hofe; Intrigen bringen ihn zu Fall. Er ist der Verzweiflung nahe. In der Idylle von Tarent, im Umgang mit dem weisen Archytas, findet er eine Bleibe. Der Ausgang ist wenig überzeugend. Zwei spätere Schlüsse des *Agathon* zeigen nur die Verlegenheit Wielands, seinen Helden ein wirklich tragendes Lebenskonzept gewinnen zu lassen. – Gerade aber in dieser Verlegenheit spiegelt sich existentielle Wahrheit. Der Roman zeigt als **erster deutscher Bildungsroman** die Orientierungsnöte, die Sinnkrise des modernen, durch die Aufklärung frei gewordenen Menschen. Georg Lukács hat den modernen Roman als „Ausdruck der transzendentalen Obdachlosigkeit“ des Menschen bezeichnet. In der Tat: die früheren Entwicklungsromane, die einen Helden auf dem Weg durchs Leben zeigten, kannten diese Obdachlosigkeit noch nicht. Bestes Beispiel dafür ist der *Simplizissimus* des Grimmelshausen im 17. Jahrhundert. Simplizissimus erfährt das Leben, absolviert Abenteuer, wird hierhin und dahin verschlagen, lernt alle Licht- und Schattenseiten des Daseins kennen, aber am Ende seines Lebens weiß er das, was er am Anfang schon bei seinem Einsiedler wußte: die Welt ist eitel und nichtig – seine Erfahrungen haben das nur

bestätigt –, einziger Halt, einziger Sinn ist bei Gott. Deshalb wird Simplizissimus am Ende selber ein frommer Einsiedler. Das Gerüst des christlichen Glaubens ist nicht verloren gegangen, – eine Totalität, eine absolute Ordnung ist noch gegeben. Anders für Agathon, und damit auch für Wieland. Der moderne Bildungsroman, der mit dem *Agathon* einsetzt, zeigt den Menschen frei, – freigesetzt von allem bisher absolut Gültigen. Er zeigt ihn mündig, – oder vielmehr: in die Mündigkeit entlassen, ein selbstverständlicher Lebenssinn ist ihm nicht mehr mitgegeben: der Held muß ihn suchen, um so seine Identität zu finden. Er bedarf der Orientierung, doch keines der angebotenen Konzepte ist wirklich tragend. Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, sagt Kant. Der mündig gewordene Mensch aber, den der alte Glaube nicht mehr trägt, ist, das zeigt uns der *Agathon*, zutiefst desorientiert, dem Scheitern nahe. Die „Befreiung“, die Emanzipation von den alten Autoritäten hat zu Ratlosigkeit geführt. Die Größe des autonomen Menschen ist zugleich seine Gefährdung. Die Gefahr, daß er sich selber erneut entmündigt, Ideologien verfällt, die einen Sinn verbürgen sollen, ist latent bereits in diesen Roman angelegt. Folgen, von denen sich der Fortschrittsoptimismus der Aufklärer noch nichts träumen ließ, kündigen sich hier erstmals an.

In Romanen Johann Carl Wezels zeigen sich diese Folgen ebenfalls, nur verschärft. Seine *Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen* (1773–76) und sein *Belphegor* (1776) zeugen von Desillusionierung, anthropologischem Pessimismus, Skepsis und Verzweiflung. Das fortschrittsfrohe Weltbild Leibniz-Wolffscher Prägung wird für Wezels Helden von der Realität bitter Lügen gestraft, die metaphysische Ordnung ist ihnen zerbrochen, die tragenden Sinnstrukturen haben sich aufgelöst. Der im Ausgang aus der Unmündigkeit autonom gewordene Mensch erscheint hier in einer Orientierungskrise, wie sie erst in den folgenden Jahrhunderten bis hin zu Nihilismus, Existentialismus und der Suche nach politischen Heilslehren voll zum Thema werden wird.

Anmerkung:

1. Vortrag gehalten im Rahmen einer literaturhistorischen Überblicksvorlesung des 'Instituts für deutsche Philologie' der Universität München.